

BERICHT DES DIREKTORS

Interview mit dem Institutsdirektor

Das Interview führt Peter Kujath, ARD Korrespondent in Tokyo

PK: Herr Coulmas, Sie leiten seit acht Jahren das Deutsche Institut für Japanstudien. Deutschland, Japan – die beiden Länder genossen über Jahrzehnte hinweg ein sehr gutes Verhältnis. Durch die Dreifachkatastrophe im März 2011 gab es zum ersten Mal Misstöne. Wie würden Sie heute das Verhältnis zwischen Deutschland und Japan einschätzen?

FC: Das Verhältnis ist nach wie vor sehr gut. Es wird häufig gesagt und das trifft auch zu, dass es langweilig ist, weil es kaum Probleme gibt. Nun hat die Katastrophe vom 11. März 2011 ja vielfachen Widerhall gefunden und insbesondere in Deutschland wurde der Reaktorunfall von Fukushima zu einem großen Thema, was ja auch in Deutschland innenpolitische Folgen hatte. Das gab zunächst einmal Misstöne, weil viele hier in Japan das Gefühl hatten, dass sich die Berichterstattung zu einseitig auf den einen Aspekt der Katastrophe konzentriert hat. Inzwischen interessiert man sich in Japan weniger für die innenpolitischen Aspekte der Aufarbeitung in Deutschland als für die Frage, wie eine neue Energiepolitik in Deutschland angepackt wird und was man möglicherweise davon für das eigene Land lernen kann. Deutschland spielt eine gewisse Rolle, weil es das größte Land ist, das aufgrund der Katastrophe von Fukushima seine eigene Politik verändert hat.

PK: Ich habe die Frage nach dem deutsch-japanischen Verhältnis bewusst sehr breit gestellt. Können Sie die hier im Institut überhaupt beantworten oder ist das etwas, was eher Korrespondenten machen müssen?

FC: Bei manchen Anlässen werden wir von vielen Seiten um Auskunft und Analysen gebeten, und bemühen uns dem gerecht zu werden. Unsere Forschung ist nicht auf Aktualität gerichtet, aber am DIJ ist viel Sachverstand konzentriert, den wir gern zur Verfügung stellen.

PK: Wer hat Sie in der Krisenzeit mehr gefragt, die Deutschen, die erfahren wollten, was sich in Japan abspielt, oder Japaner, die sagten, wir verstehen nicht mehr, was Deutschland eigentlich macht?

FC: Das waren fast ausschließlich Deutsche. In den ersten Wochen oder zwei drei Monaten nach dem 11. März 2011 wurden wir mit Anfragen deutscher Medien und anderer deutscher Institutionen überschüttet. Ja-

paner würden uns kaum nach Deutschland fragen. Wenn darüber nicht in der Presse berichtet wird, haben sie an dem Diskurs in Deutschland nur bedingt Interesse.

PK: Das ist ja meistens so mit der Krise, sie ist zuerst ganz groß und dann interessiert sich plötzlich keiner mehr dafür. Hier in Japan hat das Interesse erstaunlich lange angehalten. Hat sich das auf Ihre Forschung ausgewirkt?

FC: Eine Katastrophe dieses Ausmaßes erlebt man selten. Wir haben uns gefragt, wie wir als Wissenschaftler darauf reagieren können. Wir können nie schnell reagieren, das liegt nicht in der Natur empirischer Forschung. Wir haben aber beschlossen, uns im Rahmen unserer beiden Forschungsschwerpunkte – „Demographischer Wandel“ und „Glück“ – auch mit der Katastrophe zu befassen. Beide bieten Anknüpfungspunkte. Wir haben seit März 2011 acht neue Forschungsprojekte eingerichtet, die im Detail auf unserer Homepage dokumentiert sind. Sie befassen sich mit so unterschiedlichen Gegenständen wie

- Wohnverhältnissen alter Menschen im Katastrophengebiet (Dr. Maren Godzik). Die Alterung dort war schon vor der Katastrophe weiter fortgeschritten als in anderen Teilen des Landes, und die alte Bevölkerung ist unter den Opfern stark überrepräsentiert. Da gibt es eine Verbindung zu unserer Forschung zur Alterung.
- Konsumverhalten im Katastrophengebiet und was man als negatives Konsumverhalten bezeichnen könnte, nämlich die Spendenbereitschaft (Dr. Florian Kohlbacher).
- Freiwilligenarbeit im Katastrophengebiet (Dr. Susanne Klien). Einige wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind mehrfach im Katastrophengebiet gewesen und haben ihre Erfahrungen in ihre Forschung einbezogen.
- Eine Repräsentativumfrage über soziale Disparitäten und Lebenszufriedenheit, die wir im Jahr vor der Katastrophe durchgeführt hatten, haben wir in den drei am schwersten betroffenen Präfekturen und zur Kontrolle in Tokyo und Kanagawa wiederholt, wobei wir uns auf Fragen in Bezug auf Lebenszufriedenheit und Vertrauen konzentriert haben (Dr. Carola Hommerich).
- Die sich wandelnde Einstellung der Presse zu Atomenergie (Dr. Yuki Abe).
- Die literarische Aufarbeitung der Katastrophe (Dr. Kristina Iwata-Weickgenannt).

PK: Können Sie ein paar Ergebnisse aufzählen; hat sich etwas sehr geändert? Lebenszufriedenheit, Vertrauen wem gegenüber?

FC: Vertrauen wem gegenüber? Das ist eine wichtige Frage. Wir haben in unser Enquete drei verschiedene Arten von Vertrauen unterschieden, nämlich Vertrauen in die Familie, Sozialvertrauen, also Vertrauen in die Gesellschaft bzw. in den Teil der Gesellschaft, mit dem man es selbst zu tun hat und Vertrauen in Institutionen. Es hat sich gezeigt, dass die Schwankungen vor und nach der Katastrophe relativ gering sind, dass aber das Vertrauen in Institutionen in der höchsten Altersgruppe (60+) stark nachgelassen hat. Bei älteren Menschen hat sich gezeigt, dass die schleppenden Hilfsmaßnahmen bzw. der sehr schleppende Wiederaufbau sich auf das Vertrauen in staatlichen Stellen negativ ausgewirkt hat.

PK: Lebenszufriedenheit – kann man so etwas nach einer Katastrophe abfragen, wenn die Menschen in Container-Wohnungen untergebracht sind und nicht wissen, wie es mit Ihnen weitergehen wird?

FC: Im Katastrophengebiet haben wir nicht erhoben – wohl in den drei Präfekturen aber nicht, wo die große Zerstörung war. Das ist zu heikel. Wir haben manche Menschen in direkten Interviews angesprochen, aber nicht mit einem Fragebogen. Es gibt Ergebnisse, die außerordentlich interessant sind. So haben Kollegen von der Kyoto University, mit denen wir zusammenarbeiten, festgestellt, dass die Lebenszufriedenheit junger Menschen nach der Katastrophe zugenommen hat. Auf den ersten Blick vielleicht überraschend, aber einleuchtend, wenn man etwas darüber nachdenkt. Dinge, die man gewöhnlich für selbstverständlich hält – dass man lebt, dass man ein Dach über dem Kopf hat, dass man genügend zu essen hat – sind plötzlich stärker ins Bewusstsein gerückt. Viele junge Menschen, insbesondere diejenigen, die zu Freiwilligenarbeit in die Katastrophengebiete gegangen sind, wissen diese Selbstverständlichkeiten jetzt höher zu schätzen.

PK: Wer selber ein bisschen von der Katastrophe mitbekommen hat wie wir hier in Tokyo, kann das nachvollziehen. Ich habe dennoch Schwierigkeiten, das in Reportagen nach Deutschland zu vermitteln. Wie geht es Ihnen mit den Forschungsprojekten? Stoßen die auf Interesse, oder ist es nur eine kleine Gemeinde, die sich in Deutschland noch für so etwas interessiert?

FC: Das Interesse an der Katastrophe flaute schnell ab. Sobald in Libyen angefangen wurde zu schießen, ging das Interesse radikal zurück. Aber davon leben wir ja nicht. Wir haben immer einen Zeitverzug zwischen unserer Arbeit als Forscher und der Veröffentlichung unserer Resultate, der sich nicht in Tagen oder Wochen, sondern eher in Jahren bemisst. Der große Trend, den wir feststellen, ist, dass das Interesse an Japan zurückgeht. Kurzfristig flackerte das Interesse aus Anlass der Katastrophe wieder auf, und jetzt sind wir wieder auf dem Normallevel. Wenn sich heute jemand für Japan interessiert, dann nicht mehr wie vor 30 Jahren, als die japani-

sche Industrie als Bedrohung wahrgenommen wurde, sondern allenfalls wegen außenpolitischer Probleme mit den Nachbarn.

PK: Als Journalist mache ich gern von der Expertise des DIJ Gebrauch, aber für wen arbeiten Sie eigentlich; wer ist der Hauptadressat Ihrer Forschung, insbesondere zu der Katastrophe?

FC: Katastrophenforschung richtet sich immer nach den Gegebenheiten. Die Möglichkeiten, dazu überhaupt zu forschen, sind begrenzt. Das wissenschaftliche Personal des DIJ setzt sich aus Wissenschaftlern der Wirtschafts-, Politik-, Sozial- und Kulturwissenschaften zusammen, die ihre jeweilige Klientel bedienen. Wenn wir eine Umfrage über Vertrauen machen, sind die Hauptadressaten Soziologen, die sich mit Vertrauen beschäftigen und Wissenschaftler im Bereich der Regionalstudien Japan oder Ostasien. Mutatis mutandis gilt das analog für wirtschaftswissenschaftliche und politikwissenschaftliche Projekte. Das ist aus unserer Sicht außerordentlich wichtig, denn Japan ist nach wie vor ein bedeutendes Land und wird es vorläufig bleiben, sehr weit weg von Europa und von dem Interesse, das Europa an außereuropäischen Ländern hat. Wir versuchen dieses Interesse zu wecken, indem wir Themen bearbeiten, die nicht nur für Japanologen im engeren Sinne von Interesse sind, sondern z.B. für den Vergleich der höchstentwickelten kapitalistischen Gesellschaften. Da suchen wir unsere Ansprechpartner und da finden wir sie auch zum Teil. Unser Bemühen richtet sich darauf, über die Welt der Japanstudien hinauszugreifen.

PK: Sie haben auch eine wirtschaftswissenschaftliche Abteilung. Arbeitet die gezielt mit der deutschen Industrie zusammen, um Wege der Zusammenarbeit aufzuzeigen, zu zeigen, wo es Chancen gibt? Ist das auch einer der Schwerpunkte, oder geht es mehr um Forschung?

FC: Wir suchen die Zusammenarbeit mit deutschen oder europäischen Forschungsinstituten. Es gibt z.B. demographische Institute, die an unserer Arbeit Interesse haben, speziell auch in Bezug auf wirtschaftliche Probleme: die Beschäftigung älterer Arbeitnehmer, finanzielle Probleme der Sozialsysteme, der Kranken- und Sozialversicherung. Da erkennen wir häufig ähnliche Probleme in Deutschland und anderen westeuropäischen Ländern, wo die demographische Alterung Entwicklungen verursacht, die den Staat ebenso an seine Grenzen führen wie hier in Japan, obwohl Japan wegen der sehr schnell und weit vorangeschrittenen Alterung weiter ist als manche europäischen Länder und deshalb unter größeren Problemen leidet.

PK: Kann man davon etwas lernen?

FC: Wir denken, manches kann man zumindest bedenken, wie z.B. den gleitenden Austritt aus dem Arbeitsleben, Weiterbeschäftigung oder

Neubeschäftigung bei geringerer Bezahlung. Bisher erfreuen sich Modelle, nach denen Löhne mit dem Alter nicht nur steigen, sondern ab einem gewissen Punkt auch sinken können, in Deutschland keiner großen Akzeptanz. Aus japanischen Beschäftigungsmodellen für die Einbeziehung älterer Arbeitnehmer, die ihre Erfahrungen nutzen und das Augenmerk nicht nur auf ihre abnehmenden Kräfte richten, können durchaus Lehren gezogen werden. Auf diesem Gebiet gibt es mittlerweile schon sehr viel Interaktionen und Gespräche zwischen beiden Seiten. Das DIJ kann bei der Vermittlung eine gewisse Rolle spielen.

PK: Die Deutsche Industrie- und Handelskammer beschäftigt sich ja auch damit. Arbeiten Sie mit der bei solchen Themen zusammen; sie sitzen ja beide hier in Tokyo. Oder ist das in der Praxis auf der einen Seite Wirtschaft und auf der anderen Seite Wissenschaft?

FC: Wir haben verschiedene Aufgabenbereiche, aber es gibt Berührungspunkte. Wir haben mit der Deutschen Industrie- und Handelskammer schon mehrfach gemeinsame Workshops über Themen wie Beschäftigung im Alter, veränderte Lohnkurven und dergl. veranstaltet. Wir haben da keine Berührungspunkte und die Handelskammer auch nicht.

PK: Das DIJ sitzt hier in Tokyo. Auf den ersten Blick ist das ein eher ungewöhnliches Konstrukt. Was sind für Sie als Leiter dieses Instituts die konkreten Vorteile? Sie haben die Kyoto Universität angesprochen; ist es wirklich der Austausch mit den japanischen Universitäten, Instituten oder die Forschung, die man vor Ort machen kann?

FC: Es ist beides. Sehr viele Forschung kann man natürlich heute am Bildschirm machen und da ist es egal, ob der Computer hier in Tokyo, in München oder in Oldenburg steht. Wir sind aber überzeugt, dass solide empirische Forschung nur vor Ort gemacht werden kann. Wir arbeiten mit japanischen Universitäten zusammen, das ist das eine – aber wir gehen auch ins Feld, um selbst Umfragen und Interviews zu machen. Außerdem nehmen wir Tag für Tag die Atmosphäre hier auf. Es gibt sehr viele Dinge, die man informell in Gesprächen mit japanischen Kollegen und bei der Feldarbeit erfährt, an die man via Internet aus der Ferne nicht käme.

PK: Wenn die empirische Forschung so zentral ist, besteht da für wissenschaftliche Mitarbeiter/innen nicht die Gefahr, dass sie sich zu sehr auf Umfragen konzentrieren?

FC: Das ist weniger eine Gefahr als eine Chance, die andere, die nur gelegentlich in Japan sind, nicht haben. Das gilt auch für diejenigen, deren Schwerpunkt auf der Forschung an Texten liegt. Es gibt viele Archive, die noch nicht online zugänglich sind. Man muss hier sein, um darin zu recherchieren. Der Schwerpunkt ist zweifellos die empirische Forschung, die kann man nicht ersetzen, auch nicht, wenn man wissenschaftliche

Mitarbeiter für zwei, drei Monate hierher schickt, um Interviews, um Umfragen und andere Feldstudien zu machen. Da gibt es schon Vorzüge eines längeren Engagements. Wenn man das will, dann muss man hier ein Institut haben. Wir sind international damit sehr gut positioniert, wir haben praktisch keine Konkurrenz.

PK: Das kann auch ein Problem sein, wenn man keine Konkurrenz hat (lacht).

FC: Gewiss, aber wir entziehen uns nicht der internationalen Konkurrenz, wenn es um die Veröffentlichung unserer Ergebnisse geht, und wir erfahren, dass das Institut sich einer gewissen Wertschätzung erfreut. Das ist daran abzulesen, dass ehemalige Mitarbeiter und Stipendiaten in allen möglichen Ländern an Universitäten Stellen bekommen haben und dort arbeiten, z.B. in Canada, England, Singapur, Korea und hier in Japan.

PK: Ist es da nicht sinnvoll, über den deutschen Sprachraum hinaus zu greifen und das Institut auf eine europäische Basis zu stellen?

FC: Das gilt für die Wissenschaft im Allgemeinen. Wir arbeiten in unserem Alltag in drei Sprachen. Wir veröffentlichen in zwei Sprachen, gelegentlich auch auf Japanisch, was unser Standing hier im Lande fördert. Denn die Bereitschaft japanischer Wissenschaftler, Englisch zu lesen, ist nicht größer, eher etwas geringer als in Deutschland. Aber auch hier ist es eine Generationen-Frage, wer mitspielen will, liest englischsprachige Fachzeitschriften und darin veröffentlichen die wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen des DIJ nach Kräften ihre Forschungsergebnisse.

PK: Nochmal zu der Zusammenarbeit, jetzt auf die japanischen Institutionen ausgerichtet: Wer sind die Hauptansprechpartner, wer sind die Verbindungsleute und Institute, mit denen Sie gerne zusammenarbeiten?

FC: Das ist von Projekt zu Projekt verschieden. Seit sechs Jahren arbeiten wir kontinuierlich an der Problematik des demographischen Wandels, wobei wir mit den wichtigsten japanischen Institutionen auf diesem Gebiet zusammenarbeiten. Das ist ein nationales Forschungsinstitut für Demographie und soziale Sicherheit einerseits, das ist die Nihon Daigaku, wo ein sehr großes Zentrum für Bevölkerungsforschung ist. Inzwischen ist bei diesen Institutionen bekannt, dass wir auf diesem Gebiet forschen, und sie arbeiten gern mit uns zusammen.

Wenn ein neues Forschungsprojekt eingerichtet wird, finden wir wieder neue Partner. Z.B. unser Projekt zu Vertrauen: Die Projektarbeit beginnt damit, dass wir uns kundig machen, was auf diesem Gebiet bereits geschehen ist und wer an verwandten Themen arbeitet. Wir stellten fest, dass es an der Kyoto University ein interessantes Forschungszentrum gibt, mit dem wir jetzt zusammenarbeiten. In diesem Fall hat das auch zu einer gewissen institutionellen Verflechtung geführt, dergestalt, dass eine

Professorin des Instituts in Kyoto in unseren wissenschaftlichen Beirat aufgenommen wurde. Also die Zusammenarbeit ist nicht institutionalisiert, sondern immer auf Projekte konzentriert.

PK: Haben japanische Studenten, Graduierte, die Möglichkeit, hier am Institut mitzuarbeiten, um die Zusammenarbeit, die Verflechtung zu fördern?

FC: Wir haben mehrere japanische Mitarbeiter/innen; die sind alle promoviert. Es gibt strukturelle Schwierigkeiten. Nach japanischem Arbeitsrecht führen mehrjährige Arbeitsverträge schneller als in Deutschland zu Festanstellung. Die wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen des Instituts sind aber zeitlich begrenzt. Deshalb sind wir hier limitiert. Aber japanische Mitarbeiter sind außerordentlich wichtig für uns, weil sie uns wieder andere Zugänge und Beziehungen zu japanischen Universitäten schaffen.

PK: Sie haben es bereits angesprochen, es gibt Studiengruppen hier am Institut. Wenn ich mich recht erinnere, fehlt aktuell die Politik.

FC: Nein, wir haben eine Studiengruppe, die heißt „Talking Politics“ (Sie sind herzlich eingeladen). Die kommt einmal im Monat am Dienstagabend zusammen. Das ist eine relativ informelle Gruppe, wo hauptsächlich über aktuelle politische Entwicklungen gesprochen wird. An der beteiligen sich japanische Politikwissenschaftler ebenso wie eine Reihe ausländischer Politikwissenschaftler, die längerfristig hier in Tokyo sind und sich gut auskennen. Unser federführender Mitarbeiter ist Dr. Chris Winkler, der diese Gruppe leitet und Wissen sammelt über die ja nicht immer leicht zu verstehende politische Szene in Nagatacho.

PK: Welches konkrete wissenschaftliche Projekt steht dahinter bei Herrn Winkler?

FC: Hinter dieser Gruppe steht gar kein Projekt, da steht die politische Entwicklung im Mittelpunkt. Manchmal gibt es einen Anlass, sich über strukturelle oder institutionelle Fragen zu unterhalten, wie z.B. das Wahlrecht: Welche Möglichkeiten gibt es, Wahlen auszurufen? Wo ist das Privileg des Premierministers?

Das Forschungsprojekt von Herrn Winkler liegt in einem anderem Bereich: Er beschäftigt sich mit dem Glück, das politische Parteien ihren Wählern versprechen. Neben Religionsgemeinschaften gehören politische Parteien zu den Gruppierungen, die am meisten mit Glück handeln. Dieses Projekt untersucht alle japanischen Parteiprogramme des zwanzigsten Jahrhunderts darauf hin, was sie an Glücksversprechungen beinhalten.

PK: Auch was davon gehalten wurde? Und dann gibt es ja noch die Glückspartei, die das ja explizit schon im Namen tut.

FC: Die Aufarbeitung dessen, was versprochen wird, ist ziemlich kompliziert. Schon die Datensammlung, alle Parteiprogramme zu sammeln, zu kodieren und dann herauszufinden, was sie den Wählern versprechen. Was sie gehalten haben, wäre sicherlich ein nächster interessanter Schritt.

Die Glücksverwirklichungs-Partei haben wir uns auch angeschaut und verfolgen wir weiter. Interessant ist, dass sie bisher beim Wähler nicht reüssieren konnte, obwohl wir zweifellos in einer Krisenzeit leben. Es zeugt von der Besonnenheit des japanischen Wählers, dass einer sektiererischen, religiös fundierten Partei, die allen das Glück verspricht, kaum Gehör geschenkt wird.

PK: Wer sucht eigentlich diese Schwerpunkte aus? Wenn Sie den demographischen Wandel seit sechs Jahren bearbeiten, war das Ihre Entscheidung? Hat der wissenschaftliche Beirat Ihnen gewisse Vorschläge gemacht?

FC: Das ist die Entscheidung des Direktors. Bevor ich hierher kam, habe ich mir überlegt, was für Japan heutzutage wirklich wichtig ist. Ich habe lange darüber nachgedacht und kam zu dem Ergebnis, das die Alterung zu Japans größter Herausforderung wird. Das hat sich als richtiger erwiesen, als ich erwartet hätte. Es geht ja – wie Sie wissen – kein Tag vorbei, ohne dass dieses Thema in den Medien besprochen wird. Die Aufmerksamkeit, die ihm in Medien und Politik geschenkt wird, ist in den letzten fünf, sechs Jahren nur noch größer geworden. Es wurde uns auch durch die Evaluierung des DIJ, die im Herbst 2011 erfolgte, bescheinigt, dass das ein sinnvoll gewählter Forschungsschwerpunkt ist.

PK: Was hat die Evaluierungskommission noch herausgefunden? Hat sie das Institut bestätigen können gerade hier in Japan?

FC: Das kann man so sagen. Die Evaluierungskommission ist ein unabhängiges, international zusammengesetztes Gremium. Dieses Institut wird turnusmäßig – im Moment sind es alle sieben Jahre – von einer solchen Kommission begutachtet, die zu diesem Zweck das Institut besucht, hier zwei Tage intensiv mit Sitzungen, Befragungen, Vorträgen verbringt und sich über den output kundig macht, über das, was die Wissenschaftler im Berichtszeitraum produziert haben. Als Ergebnis konnten wir feststellen, dass beide Forschungsschwerpunkte sehr positiv beurteilt wurden. Ganz besonders der Demographische Wandel, aber auch die Forschung zu Wohlbefinden und Glück wurde positiv beurteilt. Beide eignen sich für Vergleiche zwischen Japan und anderen hochindustrialisierten Ländern.

Nach der Einrichtung unseres Forschungsschwerpunktes „Glück in Japan“ haben verschiedene Regierungen Umfragen und andere Studien in Auftrag gegeben, um die Lebenszufriedenheit der Bürger zu ermitteln. Der damalige französische Präsident Sarkozy machte den Anfang, Premi-

erminister Cameron in England folgte, und im Deutschen Bundestag wurde eine Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ eingesetzt. Auch die japanische Regierung befragt ihre Bürger mittlerweile danach, wie sich ihre Lebenszufriedenheit steigern ließe. Darin kann man ein spätes Echo auf die Thesen des Club of Rome zu den Grenzen des Wachstums erkennen und ein Zeichen dafür, dass die Glücksverheißungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems in den avanciertesten Industriegesellschaften immer weniger verfangen.

PK: Das scheint mir aber gerade ein wunderbares Beispiel für etwas zu sein, das man in allen hochindustrialisierten Staaten untersuchen kann. Warum braucht man dafür ein Institut in Japan, wo Japan so weit weg ist und sich viele fragen: Ist das eigentlich vergleichbar?

FC: Der Vergleich ist für uns das Interessanteste. Japan ist das erste nicht westliche kapitalistische Land, das mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem einerseits reüssiert hat und andererseits, was auch mit Deutschland vergleichbar ist, sehr viel Schiffbruch erlitten hat, im Zweiten Weltkrieg nämlich, sich danach aber wieder erholt hat. Japan machte diese Entwicklung auf einer kulturell sehr anderen Hintergrundfolie durch als die westlichen Länder. Heutzutage, wo der Westen von Lehman-Debakel zu Staatsüberschuldung und von da zur Währungskrise taumelt, ist guter Rat teuer. Da ist es vielleicht sinnvoll, den Blick über den Tellerrand der europäischen Kultur der Aufklärung, der christlichen Werte hinaus zu lenken und zu schauen, wie es Japan gelang, in eine Spitzenposition vorzustoßen: Was waren die Bedingungen, was ist ähnlich, was ist unterschiedlich.

PK: Konkret nachgefragt: Was ist denn beim Glück unterschiedlich in einem Land wie Japan mit seiner eigenen Kultur im Vergleich zu Deutschland?

FC: Da gibt es unter den Glücksforschern eine große interessante Diskussion. Es gibt zwei Denkschulen. Die einen sagen, was Glück beinhaltet, interessiert uns gar nicht. Wir geben nur eine Wertungsskala vor und fragen die Menschen, wie glücklich seid ihr? Gib mal auf einer Scala von eins bis sieben oder von eins bis zehn – ganz egal, an, wie glücklich Du bist, und dann sagen sie z.B. fünf. Das kann man dann vergleichen, wenn die gleiche Frage irgendwo anders gestellt wird; in Bhutan z.B., das so sehr ins Licht der Öffentlichkeit gerückt ist in letzter Zeit, oder in Amerika, in Japan oder in Deutschland. Die anderen – und dazu würden wir uns tendenziell eher rechnen – sagen: Vielleicht sollte man doch ein bisschen genauer hingucken und zusätzlich zweierlei Fragen stellen. Die eine Frage ist, ob Glück überhaupt als Lebensziel so bedeutsam ist, wie es sich in der westlichen Tradition seit Aristoteles und insbesondere seit der Aufklä-

rung und seit der französischen und amerikanischen Revolution darstellt. Ist das das einzige und wichtigste Lebensziel, das die Menschen haben? Die zweite Frage ist, was Glück konkret beinhaltet, und da gibt es sehr auffällige und interessante Unterschiede. So gibt es im Westen die Vorstellung, dass Glück in einer individuellen Errungenschaft, in einer Leistung besteht, die man als einzelner erbringt. Es ist sprichwörtlich: Jeder ist seines Glückes Schmied, das heißt, man ist dafür nicht nur selbst verantwortlich, sondern man erfährt es auch als einzelner, als Individuum.

PK: Gibt es ein solches Sprichwort auch in Japan?

FC: Eher weniger. Hier wird Glück eher als eine Leistung empfunden, die man gemeinsam erbringt, als ein Gefühl der Zugehörigkeit, ein Gefühl von Harmonie. Das entspricht bestimmten Stereotypen, die ja immer auch einen wahren Kern in sich bergen. Dass Firmen etwa viel Energie darauf verwenden, den Esprit de Corps, das Solidaritätsgefühl mit dem Betrieb zu kultivieren, das ist nach wie vor so und wirkt sich darauf aus, was die Menschen zufrieden macht. Manche Forscher sprechen von einem eher individuellen gegenüber einem gruppenzentrierten Glücksempfinden. Letzteres ist in Japan stärker ausgeprägt, obwohl junge Menschen hier in vieler Hinsicht, speziell bezogen auf Konsumverhalten, nicht weniger individualistisch sind als in jedem westlichen Land.

PK: Noch einmal zurück zur Evaluierungskommission: Die hat sich offensichtlich mit den wissenschaftlichen Schwerpunkten beschäftigt. Hat sie sich auch mit dem Institut an sich, mit der Lage des Instituts, mit solchen Fragen beschäftigt?

FC: Die Kommission besteht ausschließlich aus Wissenschaftlern, sie hat sich nur mit den wissenschaftlichen Leistungen des Instituts beschäftigt. Die Lage des Instituts war nicht Gegenstand. Sie haben gelobt, dass wir Mieter in einer Universität sind, in zentraler Lage. Aber darüber Aussagen zu machen, ob das so sein sollte oder nicht, ist nicht Aufgabe dieser Kommission. Das wäre eher Aufgabe der uns übergeordneten Institution, nämlich des Stiftungsrates der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, die seit Juli diesen Jahres Max Weber Stiftung heißt. An der ist es zu entscheiden, ob dieses Institut in Tokyo gut angesiedelt ist oder nicht.

PK: Gibt es da Überlegungen?

FC: Nicht, das ich wüsste.

PK: Ich komme auch deswegen darauf, weil auf Ihrer Homepage steht unter anderem als Begründung für die Gründung des Instituts in Japan, das wäre auch eine Reaktion auf den Schock gewesen, den die Bundesrepublik erlitt, als Japan zur zweitgrößten Industrienation aufstieg und Deutschland überholte. Mittlerweile ist Japan, zumindest sehen das eini-

ge so, von China überholt worden, Deutschland ist noch weiter hinten. Müssten Sie jetzt nicht nach Peking oder Shanghai gehen?

FC: Die Bedingungen, unter denen dieses Institut arbeitet, das ja zur Aufgabe hat, Informationen aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur zu sammeln, sind in Japan unproblematisch. Selbst wenn es Überlegungen gäbe, ein solch ähnliches Institut in China zu errichten, wären die Rahmenbedingungen sehr viel schwieriger. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Ganz aktuell hatten wir z.B. im Oktober die Absicht, einen Workshop mit Partnern in Shanghai zu veranstalten. Im Rahmen unserer Forschung zum demographischen Wandel und im Zusammenhang mit dem anderen Forschungsschwerpunkt zu Wohlbefinden und Glück wollten wir einen Dreiecksaustausch Japan-China-Deutschland über „Lebenszufriedenheit und Wohlfahrt in der alternden Gesellschaft“ einleiten. Mit großem Bedauern haben wir diesen Workshop abgesagt, weil unsere japanischen Teilnehmer Bedenken hatten, nach den antijapanischen Ausschreitungen in China nach Shanghai zu fahren.

PK: Die japanischen Teilnehmer?

FC: Ja. Wir hätten deutsche, chinesische und japanische Wissenschaftler zusammen gebracht, um die Probleme der sozialen Wohlfahrt in alternden Gesellschaften zu diskutieren. Japan ist am weitesten vorangeschritten in Asien. Wir wissen, dass viele chinesische Kollegen Japan sehr aufmerksam beobachten.

PK: Ist das Zufall oder ist es Ihr Steckenpferd, auch nach China zu schauen? Was kann man da aufgreifen, wo kann man da Gemeinsamkeiten finden, sogar ein bisschen vermitteln?

FC: Es ging davon aus, dass Mitglieder der chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften zu uns kamen, auf ihre eigene Initiative hin, um sich über Altern in Japan zu informieren. Das hat uns ziemlich überrascht, denn in Japan gibt es natürlich sehr viele sachkundige Forscher. Die haben die Chinesen sicher auch besucht, aber immerhin haben sie unsere Forschung nicht nur wahrgenommen, sondern auch ernst genug genommen, um uns dazu zu befragen. Davon ausgehend sagten wir uns: Hier geht es um einen langfristigen Megatrend, der ganz Ostasien kennzeichnet. Das lädt dazu ein, sich die unterschiedlichen Perspektiven näher zu betrachten. Wie reagieren unterschiedliche politische, wirtschaftliche, soziale Systeme auf diesen großen Trend der Bevölkerungsalterung, wie gehen sie damit um? Das hat Kollegen in Deutschland, in Japan und in China sehr eingeleuchtet und deshalb haben wir diesen Workshop geplant. Aber vor einigen Wochen haben japanische Konsulate wegen der gespannten japanisch-chinesischen Beziehungen Reisewarnungen ausgesprochen. Deshalb haben wir entschieden, den Workshop zu vertagen. Wir hoffen, ihn nächstes Jahr in Shanghai durchzuführen.

PK: Haben Sie zufällig auch einen Forschungsschwerpunkt zu der Frage der Senkaku Inseln, die ja der Grund der politischen Verstimmung zwischen den beiden Ländern sind? Gibt es eine Lösung? Haben Sie diese Frage hier thematisiert?

FC: Wir besprechen sie untereinander, aber wir haben keinen Forschungsschwerpunkt zu der Senkaku-Problematik. Einige Stipendiaten beschäftigen sich allerdings mit dem japanisch-chinesischen Verhältnis.

PK: Kommen wir noch einmal zum Institut selber zurück. Kommen hier eigentlich Japanologiestudenten aus Deutschland mal vorbei, um sich das DIJ anzuschauen oder die Bibliothek zu nutzen?

FC: Studierende kommen wohl mal vorbei, aber wir vergeben auch Stipendien an Doktoranden, die dann eine Weile hier sind, um für ihre Doktorarbeiten zu recherchieren. Es sind immer fünf bis sechs Stipendiat/innen im Haus. Die arbeiten unabhängig von unseren Forschungsschwerpunkten. Die Projekte, mit denen sie sich bewerben, beurteilen wir nur auf ihre Qualität. Gelegentlich kommen auch Studierende, die hier an einer Universität sind und von unseren Fazilitäten Gebrauch machen wollen. Wir haben Praktikanten im Haus, die mit der einen oder dem anderen wissenschaftlichen Mitarbeiter/in zusammenarbeiten. Das sind in der Regel auch Studierende, die aus Deutschland oder aus deutschsprachigen Ländern kommen.

PK: Die Bibliothek selbst, pflegen Sie die? Das ist ja auch immer sehr kostspielig, so etwas einzurichten und dann auch fortzuführen.

FC: Das ist eine schwierige Frage. Die Bibliothek sollte einerseits den Bedürfnissen der wissenschaftlichen Mitarbeiter gerecht werden und alles, was wir an Ressourcen brauchen, anschaffen. Andererseits hatten die Gründer dieses Instituts den Gedanken, eine Bibliothek zu schaffen, die alles, was jemals auf Deutsch zu Japan geschrieben wurde, sammelt. Bevor es das Internet gab, war das vielleicht eine ganz sinnvolle Aufgabe. Inzwischen stellen wir jedoch fest, dass der angesammelte Bestand kaum genutzt wird. Wir müssen uns deshalb über die Zukunft der Bibliothek Gedanken machen. Da die ganze Verlags- und Veröffentlichungsszene im Umbruch ist, gibt es da sehr viele Unwägbarkeiten.

PK: Zum DIJ gehört ja auch die Verwaltung. Arbeiten Sie mit der eng zusammen oder ist das ganz getrennt, kümmern die sich nur um die Finanzen, die Mietangelegenheiten und solche Dinge?

FC: Die Verwaltung hat eine integrative Aufgabe, und mit dem Verwaltungsleiter plant der Direktor die Möglichkeiten zur Finanzierung der Forschung. Das ist die wichtigste Aufgabe und neben den festen Kosten für Personal und Miete der wichtigste Bestandteil unseres Haushalts. Da arbeiten Verwaltung und Direktor sehr vertrauensvoll zusammen. Die

Verwaltung kennt die lokalen Verhältnisse, unterhält Beziehungen zur Hausverwaltung und verkehrt mit Behörden.

PK: Zeichnen Sie für den Haushalt oder macht das der Verwaltungsleiter, das würde mich interessieren.

FC: Letztlich verantwortlich ist der Direktor.

PK: Herzlichen Dank.